

Nr. 163. Bromberg, den 13. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

11. Fortsetzung.

Der Herr Pastor, der vor zwei Jahren jungverheiratet ins Dorf gekommen war, hatte vor seinem Amtsantritt eine Hauslehrerstelle bekleidet und hatte auch an einem Seminar unterrichtet. Er wußte mit allen schulischen Dingen Bescheid, und die Meta Gragert-Sache interessierte ihn so sehr, als er davon hörte, daß er sich selbst bei ihren Eltern anbot für die erste Vorbereitung. Bis zum Einjährigen-Examen könnte er Meta bringen, erklärte er, wenn wirklich Begabung vorläge.

„Ja," sagte Martin Gragert, „Begabung! Begabung auf Dummheiten und weiter nichts. Ich weiß nicht, was die Deern in den Kopf gekriegt hat. Ich glaube eher, sie ist krank, Herr Pastor. In der Schule ist sie nie zu gebrauchen gewesen. Lehrer Wollers kann Ihnen am besten Auskunft geben, wie es mit ihrer Begabung steht."

Johanna saß bedrückt dabei und traute sich kein Wort.

Und Meta stand am Ofen. Die Hände ineinandergenommen lehnte sie mit dem Rücken an den Kacheln. Auch sie schwieg. Aber die Art ihres Schweigens hatte etwas Beängstigendes. Es war ein Schweigen, von dem man deutlich fühlte, mit welcher Anstrengung es gehalten wurde. Wie eine Bombe, die jeden Augenblick platzen konnte, füllte es den Raum.

Albrecht Cornels, der Empfindsame, fürchtete schon eine Familienszene, aber die bedrohliche Stimmung ging ohne Entladung vorüber. Albrecht fühlte plötzlich Metas Blick in seinem und wurde durch diesen Blick von einer seltsamen Entschlossenheit gefaßt. Die leidenschaftlichste Verteidigungs- und Berechtigungsrede hätte nicht den Eindruck machen können, den dieser eine Blick machte.

Das hochaufgereckte Mädchen hatte bis dahin ängstlich vermieden, den Pastor anzusehen. Und Albrecht war es jetzt in der Erinnerung fast, als hätte er auch in der Konfirmandenstunde — mit der kürzlich begonnen war — niemals so recht Metas Blick fassen können. Immer schien das bereits voll erblühte Mädchen abwesend zu sein, und wenigstens wollte es keine Einsicht in sich gewähren. Und nun auf einmal war es, als sänke der eigene Blick tiefer und tiefer. In eine Unermeßlichkeit. Ein Kontakt war mit einem Schlage hergestellt, der so unbegreiflich und stark war, daß es an dem Strom nicht fehlen konnte.

„Es ist durchaus möglich, Herr Gragert," sagte Albrecht jetzt mit ruhiger Bestimmtheit, „daß sich jedes Zusammenlernen mit andern Kindern bei einem besonders befähigten Kind als absolut fruchtlos erweist, und daß sich dann später ein Heißhunger auf Lernen und Wissen einstellt. Das liegt am Tempo. Es geht solchen Kindern zu langsam vorwärts in der Schule. Sie mögen nicht Schritt halten."

Aber Martin Gragert lachte nur auf, und es gab noch ein langes Hin und Her, bis er nachgab. Der Bauer konnte und wollte nicht glauben, daß aus der ausgefallenen Geschichte wirklich Ernst werden sollte. Das Kalb von Mädchen, wie er seine Tochter im Ärger nannte, sei die ganzen vierzehn Jahre ihres Lebens noch zu nichts nütze gewesen, als daß sie das ganze Haus immer so sachte in Aufregung gehalten und bald diesem, bald jenem ein Bein gestellt hätte. Und statt daß jetzt der Ausgleich käme und eine vernünftige Landmannstochter aus ihr würde, die zu Nutz und Frommen mit Gesinde und Vieh umzugehen wüßte und der Mutter zur Hand ginge und Beistand leistete, sollte das Radschlagen nun noch einmal von vorne angehen. Da sei ja kein Sinn und Verstand darin. Denn den Heißhunger möchte er, Martin Gragert, wohl 'mal in Ruhe unter Tag besehen, den die Meta auf Lernen und Wissen kriegte. Da möchte sich ja einer den Bauch halten. —

Und insofern hatte Martin Gragert nicht ganz unrecht. Ein Heißhunger auf Lernen und Wissen stellte sich bei seiner Tochter nicht ein. Es waren im Gegenteil nur ganz bestimmte Dinge, auf die Meta reagierte. Die bunten, grüblerischen, gedanklichen waren es, die möglichst viel Spielraum gaben, aber man mußte Meta lassen, daß sie auch den trockenen Stoff — wenn er nun einmal zur Sache gehörte — mit einer Zähigkeit bezwang, die Bewunderung einflößte.

Es war geradezu außerordentlich, wie das halbwüchsige Mädchen, das nie Neigung oder Fähigkeiten für die Bücher und für Seßhaftigkeit gezeigt hatte, nun mit einer Unverrückbarkeit einem Ziel zustrebte, daß selbst des Vaters Augen größer und größer wurden. —

„Das geht mit dem Satan zu!" sagte Martin Gragert zu seiner Frau.

Aber Johanna hob die Hände gegen den Fluch und sah scheu und voll Bewunderung auf ihre Jüngste. Auf ihr Nestküken.

Meta nahm keine Notiz davon. Oder wenigstens sah es so aus, als kümmere sie sich weder um das eine noch um das andere. Einzig und allein um das Resultat schien es ihr zu gehen. Um die Reife für den nächsten Schritt. —

Albrecht Cornels, der Pastor, kam aus dem Staunen nicht heraus. Es war eine Lust für ihn mit diesem Unterricht. Nicht allein des Funkenschlagens wegen, das einen hohen Reiz für ihn hatte, sondern ganz besonders auch, weil so viel Eigenes wieder in ihm lebendig wurde. Er war auch all seiner Lebtage ein Suchender und Witternder gewesen, wenn es ihm in mancher Hinsicht vielleicht auch um Gegenteiliges ging. Aber das beeinträchtigte ihm nichts. Er freute sich auf jeden Tag, der aufstand, als ginge es an ein Fest und nicht an eine Aufgabe. Wie köstlich war dieses Aufflammen aus dem Dunkel und das Verlangen nach Lösungen, die ihm selbst seine Jugend verbrannt hatten! Dieser eingeborene sechste Sinn, der bestrebt war, eine Brücke zu schlagen zwischen Bewußtem und Unbewußtem.

„Denke doch nur," sagte er zu seiner Frau, „was das für ein Extrageschenk zu der kleinen Pfarrstelle ist! Ich meine natürlich nicht das Wirtschaftliche. So ein begnadetes Geschöpf!"

Mathilde mußte lächeln. „Nein, du meinst nicht das Wirtschaftliche," sagte sie. „Und ich freue mich für dich, Albrecht. Ich kann das gesundheitsstrotzende, frische Mädchen auch gut leiden. Mir ist die Meta Gragert wie ein Stück Marschland selbst. Von den Schätzen, die ihr im Boden stecken, krieg' ich ja leider nichts zu sehen."

„Nein, leider," sagte der Pastor. „Wie sehr wünschte ich, daß ich diese große Freude mit dir teilen könnte. Weißt du, es ist so etwas Merkwürdiges, Mathilde, etwas, das wie ein Ausgleich ist. Du machst es ja mit mir durch, wie zerrissen ich oft amtlich bin; dies söhnt mich aus. Dieses ist ein Erlebnis, das manches bereits geschlossene Tor wieder öffnet und mir neue Möglichkeiten und Ausblicke gibt. Ich bin so dankbar für dieses große Geschenk."

Mathilde sagte nichts. Sie strich ihrem Mann übers Haar und über die Stirn, küßte ihm Mund und Augen und schmiegte sich gegen ihn.

Die Zwei erwarteten ihr erstes Kind. Und wenn Meta nicht auf den Doktor hätte studieren wollen, hätte sie unter dem gleichen Dach auf die Ehe studieren können. —

Ja, ja, die Meta! Keiner merkte etwas von dem Widerstreit, durch den sie sich rang. Ihr wuchsen Riesenkräfte in dem erbitterten, geheimen Kampf mit den Dingen. Denn sie schwamm durchaus nicht immer lustig mit dem Strom, eher war ihr an manchem Tag, als ließe sie ihr Ziel links liegen, und als hätte die Natur selbst ihr mehr und Besseres gesagt als die sogenannte Wissenschaft.

Es war eine rechte Not zuweilen. Schlimmer als alles, was sie bislang mit sich abgemacht hatte. Und das war sonst auch nicht wenig gewesen.

Wenn sie sich nur einmal von Grund aus mit Pastor Cornels hätte aussprechen können. Aber daran war nicht zu denken. Plötzlich lag ihr die Zunge heiß und trocken im Mund. Nicht, daß sie eine Scheu vor Albrecht gehabt hätte, o nein, es konnte geschehen, daß sie das Tor in sich wie breite Flügeltüren aufstieß, aber dann mußte der Anlaß von ihm kommen. Es mußte sich um Dinge handeln, die sich aus sich selbst ergaben in Rede und Gegenrede. Sich bewußt und vorgefaßt hinsetzen und den Vorhang vorwegziehen, das konnte sie nach wie vor nur bei Jasper. Ja, es bedurfte dessen manchmal kaum bei Jasper, Es war einfach kein Vorhang mehr da. —

Meta war auch jetzt auf dem Wege ins Schäferhaus. Die Sonne war schon im Sinken, und eigentlich hätte sie den Besuch gar nicht mehr machen dürfen. Zu Hause würde es sicher etwas setzen, denn sie hatte das Abendbrot verpaßt. Sie hatte am Außendeich gelegen und hatte geheult und hatte selbst nicht gewußt, warum. Aber lind war es gewesen, und gut hatte es getan. Wie Regen nach langer Trockenheit.

Nun noch ein Stündchen still bei Jasper sitzen, und dann war es erstmal wieder gut. —

Und Jasper freute sich. Er saß mit Grapps vor der Tür und hatte die Pfeife schon kaltgestellt. Sein Hund lag ihm vor den Füßen, als läge er vor dem Himmelsthron.

„Guten Abend, Jasper," sagte Meta.

„Guten Abend, Meta," sagte Jasper.

Und Grapps sagte auch guten Abend. Das heißt, er hob eigentlich nur den Kopf und rührte den Schwanz, aber der Gruß stand ihm so klar und leserlich in den Augen, daß er ihn mit Anspringen und Anbellen nur verwischt hätte, und sei es noch so freudig geschehen. Grapps wußte sich einzustellen und anzupassen und verdarb nie die jeweilige Stimmung. Und übrigens gehörte Meta für ihn zu Jasper wie der Heilige Geist zu Vater und Sohn.

Meta setzte sich mit aufs Bankbrett. „Du willst wohl Abendsonne einwintern?" fragte sie.

„Ja," gab Jasper Antwort, „ich zieh sie trocken auf Flaschen. Steck die Füße man nicht so weit unter die Bank, daß du mir nicht auf den elektrischen Draht trittst. Und gib Obacht, wenn du was lernen willst. Sprechen darf man aber nicht dabei."

Ums Sprechen war es Meta auch nicht zu tun. Nur nach einem Doppelschweigen und nach Sonnenuntergang war ihr ums Herz. Ihretwegen hätte der große feurige Ball noch lange auf derselben Stelle stehenbleiben können, statt langsam im Westen zu versinken. Wann gab es so einen Abend wieder! Es war, als hätte der Herrgott sich einen Schlafrock übergezogen und ginge selbst mit der langen Pfeife über die Erde.

Kein Blatt rührte sich. Man konnte die Gedanken in die Stille legen wie sein Bild in den Spiegel.

Aber auf einmal war es mit der heiligen Stille vorbei, und zwar wurde sie sehr irdisch unterbrochen. Ein Schafbock machte sich plötzlich in der nahen Hürde noch unter den Schafen zu schaffen und beschwor einen regelrechten Aufruhr unter den geduldigen Tieren herauf.

Grapps war empört aufgesprungen und forderte auch seinen Herrn mit einem energischen Blick auf, einzuschreiten, aber Jasper ließ sich gar nicht stören, und über ein kleines war alles wieder friedlich und still.

Nur Meta blieb aufgerührt. Blitzartig hatte sie an die Frage denken müssen, die sie einst als Zwölfjährige ihrer Mutter vorgelegt hatte, und jetzt wiederholte sie die Frage. „Jasper", sagte sie langsam und schwer, indem sie starr geradeaus sah, „ist es mit uns Menschen auch wie mit den Tieren?"

Jasper sah nicht zur Seite, er ließ seine Augen auch bei der Sonne. Aber mit der Antwort zögerte er keinen Augenblick. Ernst und feierlich sagte er: „Ganz viel anders ist es nicht, Meta."

Dann war es wieder still. Und erst nach einer langen Weile sagte Meta: „Ich habe es immer in mir getragen, Jasper, daß wir Menschen auch nur wie die Tiere sind."

Jasper ließ es bei dem Prädikat, und Grapps war eingeschlafen.

Der Sonnenball war nun untergegangen, aber am Himmel stand ein Abendrot, wie es schöner keins gibt. Nicht wie Flammen und Feuer sah es aus, es war alles gleichmäßige Glut. Als hätten die Wolken in der Sonne ein Bad genommen und brüsteten sich nun mit ihrem Abglanz. —

Meta ging Schritt für Schritt heim, als hätte sie immer noch viel Zeit. Sie meinte jetzt aus der Ferne noch Möwen zu hören und Wasservögel und wäre am liebsten bis in die sinkende Nacht am Deich liegengeblieben. Aber Mutter würde es zuletzt wohl mit der Unruhe kriegen. Es war so absonderlich mit Mutter letzthin, sie spürte ihr so nach. —

Die Bäuerin war denn auch tatsächlich voll Unruhe. Sie stand schon am Tor der Hofstelle und sagte: „Das ist doch keine Art, um solche Zeit nach Haus zu kommen und sich nicht 'mal abends mit an den Tisch zu setzen, wenn gegessen wird. So weit hast du es bislang doch noch nicht getrieben."

„Nein," sagte Meta verloren, „so weit habe ich es noch nicht getrieben, und so leicht soll es nicht wieder vorkommen, Mutter." —

Johanna Gragert war es, als liefe sie in einem meilenweiten Zwischenraum hinter ihrem eigenen Fleisch und Blut her und könnte es nicht mehr einholen. Ihre Lederpantoffel hingen ihr wie Blei um die Füße. —

Noch lange konnte die Frau nicht einschlafen. Die Nächte plagten sie ohnehin. Sie stand noch immer in den bösen Jahren des Wechsels, trotzdem sie bald sechzig Jahre alt war, und letzthin trieb das aufsteigende Blut sie nachts wieder aus dem Bett wie vor Jahren.

Und in dieser Nacht war es ihr, als schliefe auch Meta nicht. Sogar ein Geschnückere meinte sie aus des Mädchens Stube zu hören, als sie sich barfuß bis an die Tür schlich.

Wahrhaftig, die wunderliche Deern schien zu weinen.

Sachte legte Johanna die Hand auf den Drücker und trat ein. „Was ist dir denn, Mädchen?" fragte sie.

Meta, die es seit Jahren nicht mehr kannte, daß ihre Mutter vor ihrem Bett stand, grub ihren Kopf noch tiefer ins Kissen. Aber zu schluchzen hörte sie nicht auf. Und als Johanna sich in ihrer buntgesprenkelten Nachtjacke zu ihr auf die Bettkante setzte, sagte sie: „Schämen hätt'st dich ja nicht brauchen, Mutter, als ich dich damals fragte. Du weißt es wohl, was ich meine, und du kannst ja auch nichts dafür, daß es so ist."

Ja, Johanna wußte es noch, was Meta meinte, trotzdem es nun bald drei Jahre her war. Ganz genau wußte sie es noch und sah es deutlich wieder vor sich, wie Meta sich umgedreht hatte und aus der Stube gegangen war. Und wie sie, Johanna, sich selbst in der leeren Stube noch hätte verkriechen mögen.

In diesem Augenblick jedoch verspürte sie keine Neigung, sich zu verkriechen. Im Gegenteil, sie setzte sich fester zurecht. Die Hitze, die sie aus dem Bett getrieben hatte, legte sich, und ein Frieren kroch ihr über den Rücken. Ganz gewiß, das war kein Augenblick, sich zu schämen, wenn auch allerdings ebensowenig ein Wort zu finden war. Dafür war die Zunge zu schwer und das Herz zu voll. Da lag nun das Nestküken, ihre Jüngste, war vor ein paar Monaten fünfzehn Jahre alt geworden und weinte schon so bitterlich um ihr Menschenlos. Denn anders war es doch wohl nicht aufzufassen mit diesem Jammer.

Wenn man damit ihre, Johannas, eigenen jungen Jahre verglich! Bis in ihr vierzigstes Jahr hinein hatte sie den lieben Gott für einen guten Tag sorgen lassen und hatte sich ihrer gesunden Sinne und des fröhlich Triebhaften in sich gefreut. Ja, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollte, mußte sie sogar sagen, daß ihr am wohlsten und am glücklichsten ums Herz gewesen war, wenn sie ihre Kinder darunter getragen hatte. Es war ein Gefühl gewesen, als sei alles zu Ruhe und zu Rast in ihr. Wortwörtlich hatte sie sich in gesegneten Umständen befunden.

Erst als die Meta sich auf der Reise befand, war aus diesem Zustand ein anderer geworden. Ein ganz anderer und fast umgekehrter unglücklicherweise. So durfte sie zum Beispiel gar nicht mehr daran denken, wie unerträglich es ihr gewesen war, wenn sie als abwelkende Frau neben der blühenden Margareta gestanden hatte, und beide Männer hatten auf ihre Art ihre Frau umtan und mit den Augen umfaßt. Einer auf sein Erstes bedacht und der andere auf sein Letztes harrend, auf den Sohn und Erben. Wie unwirsch und reizbar hatte sie dann werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Nikolaus Lenau.

Zum 125. Geburtstage des Dichters, geboren am 13. August 1802.

Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Walzel-Bonn.

„Man nennt viele Künstler, die eigentlich Kunstwerke der Natur sind.“ Friedrich Schlegel hat diesen Gedanken geformt. Rechte Deutung findet er in Tiecks und Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, in dem Abschnitt, der das Wesen des Malers Piero di Cosimo enträtseln möchte. Der Künstlergeist, heißt es hier, sollte nur ein brauchbares Werkzeug sein, die ganze Natur in sich zu empfangen und mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wieder zu gebären. Sei er aber aus innerem Instinkt und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft ewig für sich in unruhiger Arbeit, so bilde er nicht immer ein geschicktes Werkzeug. Vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen.

Trifft das nicht Wort für Wort auf Lenau zu? Man schlage auf, was über ihn geschrieben worden ist. Immer ist von dem Menschen Lenau mehr die Rede als von seiner Kunst. Oder eine neueste geistvolle Arbeit über die Geschichte des deutschen Liedes hat kaum mehr als anderthalb Seiten über den Gewinn zu sagen, den der Lyriker Lenau gebracht hat, muß überdies dabei viel Verneinendes und Einschränkendes vorbringen. Um so lieber hat man Lenau zum Gegenstand mehr oder minder wahrheitsgetreuer Dichtung gemacht. Das Kunstwerk der Schöpfung, genannt Lenau, dichterhaft zu gestalten, ist ja nicht schwer. Er hat ja selbst, zunächst durch seine Briefe vorgearbeitet. Noch mehr: Aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft ewig für sich in unruhiger Arbeit, hat er sein Leben gelebt, das nur abgeschrieben zu werden braucht, um wie Dichtung zu wirken. Ein unsäglich trauriges Ende, sechs Jahre Umnachtung des Geistes, beginnend in dem Augenblick, der zur Höhe der Leistung emporzuführen pflegt, gibt diesem tragischen Kunstwerk eines Dichterlebens den Abschluß, der starke Wirkung sichert.

Ein schöner Mann mit interessanten Gesichtszügen, einer aus der Fremde und Ferne, die lockt und reizt, ein musikalisch Begabter, der auf Gitarre und Geige, auf seinem geliebten Guarnerius, bezaubernd und betörend zu phantasieren wußte, ein Herzensbezwinger, dessen dämonische Anziehungskraft auch Männer überwältigte, einer, der um der Liebe willen liebte und daher von einer zur anderen weitergetrieben wurde, dann in einer großen Leidenschaft aufzugehen meinte, tatsächlich in ihr sich aufrieb, weil er ihr nicht gewachsen war und zusammenbrechen mußte, als diese Leidenschaft ihren letzten Tag fand und er sich einer anderen Frau zuwandte: kann, wer nach fesselnden Romanhelden pirscht, ein taugliches Modell finden?

Den Reiz von Lenaus Persönlichkeit noch zu steigern, machen selbst wissenschaftliche Arbeiten ihn immer noch zum Ungarn, obwohl er in Ungarn nur geboren und von reindeutschen Eltern stammte. Noch stärkeren Trumpf hatte Lenau selbst auszuspielen, zumal, wo Frauenseelen zu gewinnen waren, die doch vom Mitleid rasch zu Liebe weiterschreiten. Sie hatten in Lenau einen Unglücklichen zu trösten. Als Dulder stellte er sich dar. Er ist einer der bekanntesten Träger des Weltschmerzes. Die Nachfolger Hamlets und Werthers waren, als Lenau sein Verhältnis zur Welt bestimmte, durch Byron neugeadelt worden. Als deutscher Byron wurde Lenau bald gefeiert, mit etwas mehr Recht als die vielen anderen, die damals gleiche Ehrung erfuhren. Schon Goethe schrieb den Zeit- und Gesinnungsgenossen Werthers einen gegenstandslosen Trübsinn zu. Mit rechtem Tiefblick, gestützt auf Stimmungen, die er in sich selbst erlebt und die er überwunden hatte, erkannte Goethe, daß der Weltschmerz dieser Überempfindsamen, die in ihrer leicht verletzbaren Feinfühligkeit das Anrecht suchten, auf Gesündere und Widerstandsfähigere hochmütig herabzusehen, weit weniger durch das Schlechte der Welt bedingt sei als durch eine mehr oder minder krankhafte Anlage. Verfallnaturen möchte man sie heute nennen. Byron hatte als Mensch und als Künstler noch ausgeprägte Züge von Tatkraft. Er hatte auch ernste Gründe, die Welt anzuklagen. Hat Lenau jemals etwas Schweres erlebt, an dem die Welt schuld war? Ist es nicht immer, als suchte er emsig nach den Gründen der Anklage, die er gegen die Welt erhebt. Seine Gedankendichtungen, „Faust“, „Savonarola“, „Die Albigenser“ besonders, wechseln den Standpunkt und gewinnen recht gegensätzliche Stellungen zum Leben, sind, mit Heine zu reden, bald senevalistisch bald spiritualistisch, auch weil Lenau selbst nicht eindeutig sagen konnte, welche Seite der Welt ihm eigentlich schlecht erschien. Eins seiner bekanntesten, zugleich eines seiner in sich geschlossensten Gedichte gipfelt in der Erkenntnis, man möge das Leben, wenn es uns nachtet, verrauchen, verschlafen und vergeigen. Daß das Leben dem Menschen Lenau genachtet hat, lag an ihm weit mehr als an dem Leben. Sein Weltschmerz ist subjektiv, ist viel unobjektiver als der Byrons, ja selbst Heines.

Der Zeit gefiel Lenau und dessen Dichten gerade deshalb gut. Darum konnte Grillparzer urteilen: „Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit.“

Gleichwohl läßt auch Grillparzers Gedicht „Am Grabe Lenaus“ erkennen, daß ihm Lenau für eine hohe Dichterbegabung gilt. Echte Lyrik ist schon, ist vielleicht am sichersten in Lenaus frühen Schöpfungen zu finden. Die „Schilflieder“ von 1832, vor allem die Verse „Auf dem Teich, dem regungslosen, weilt des Mondes holder Glanz . . .“, erreichen bereits die letzte Höhe, zu der auf dem Gebiet reiner Lyrik Lenau emporgestiegen ist. Naturstimmung und Gehalt verschmelzen zu einem einheitlichen Ganzen. Das Naturbild, in wenigen Zeilen scharf umrissen, verrät, was durch Worte nicht ausgedrückt wird. Der Gedanke hat, ganz wie Storm es fordert, seinen Weg durch das Gemüt und durch die Phantasie des Dichters genommen und dort körperliche Gestalt gewonnen. Diese körperliche Gestalt dankt ihre beste Kraft einem Dichter, der sich nicht bloß in die Natur einzufühlen, der sie auch zu sehen verstand.

Lenau selbst schrieb anderen unter seinen Naturgedichten höheren Wert zu. Fast grundsätzlich hat in immer neuer Wandlung er der Natur und den Begriffen, in denen wir sie zu fassen suchen, dem Frühling oder dem Himmel oder dem Meer, das Erleben des Menschen geschenkt. Er schafft damit eine neue Mythologie. Gigantische Vorgänge, fast Groteskes, wagt er zu gestalten: „Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer, die Sonne lässig fallen aus der Hand.“ Düsterbewölkte Gewitterstimmung am Abend nach Sonnenuntergang gewinnt hier Züge vom Erleben des schwermütigen Poeten. Aber ins Riesenhafte steigert sich das Bild.

Die Kraft, Landschaft zu sehen, bewährt sich in Lenaus Dichtungen aus der Pußta. Weit weniger in den Gedichten, die ihm die Fahrt nach Amerika geschenkt hat. Hier ist es mitunter, als übe er langgewohnte Kunst nicht aus starkem inneren Antrieb, sondern bloß um zu erweisen, daß er ein für allemal dergleichen könne.

Grillparzer aber verdachte dem jüngeren Landsmann die Gedankendichtungen. Er sah in ihnen die Ergebnisse untauglichen Rates von Freunden, zunächst der Schwaben, die mit Begeisterung Lenau in ihren Kreis aufgenommen hatten, ihn aber auch nach ihren Absichten lenken wollten. Er war ihre beste Stütze im Kampf gegen Heine. Sehr fein hat Grillparzer erkannt, wieviel alte österreichische Treue in Lenau war, die ihn zwang, die Ansprüche der schwäbischen Genossen zu erfüllen. In diesen Gedankendichtungen gibt es viel schale Verse, stolpert man gerade an gehobener Stelle über Trivialitäten des Ausdrucks. Was an kürzeren Dichtungen Lenaus stört: die Mühe, die ihm das Abrunden, die ihm vor allem das Abschließen macht, die Lässigkeit, mit der er das Ende fallen läßt, macht sich in den größeren Gebilden noch merklicher. Nicht einmal die bezwingende Musik seiner Verse — sie übertönt sonst manches unglückliche Wort und manchen bösen Reim — bringt hier die gewohnte Hilfe. Welche Steigerungen, welche Kontraste, welchen überwältigenden Wechsel von Dur und Moll, von Pianissimo und Fortissimo, hat Lenau sonst zur Verfügung: Zigeunermusik in Worten, reizvoll, aufwühlend, überwältigend, wie Lenau auf Gitarre und Geige zu phantasieren wußte.

* * *

Nikolaus Lenau als Student der Medizin.

Nikolaus Lenau oder wie er im bürgerlichen Leben hieß: Niembsch von Strehlenau studierte die ersten fünf medizinischen Semester bis zum Physikum, also die vorklinischen, an der Universität in Wien. Die Physiologie war als Wissenschaftszweig damals noch nicht so fest fundiert wie heute; Thesen und Hypothesen hatten im Vergleich zur exakten Anatomie weitesten Spielraum.

Lenau hörte vornehmlich bei Prof. Czermak Physiologie, der einer der führenden Wissenschaftler jenes Spezialgebietes war, unendlich emsig, aber nicht immer genügend klar in der Auswertung der Ergebnisse. Darunter litt nun Lenaus empfindsame Natur, die nach Klarheit dürstete und unglücklich war, wenn auf dem Gebiete der Wissenschaft geteilte Meinungen herrschten. „Ich will Licht, Klarheit, Wissen!“ rief er einmal aus und so manche Verse seines „Faust“ sind Erinnerung an eigene grüblerische Nachtstudien.

Als Lenau im Physikum von Prof. Czermak geprüft wurde, brachte er bei der Behandlung des Blutes eine derart gewagte und kühne Hypothese vor, daß Czermak ihn mit der unruhigen Frage unterbrach: „Woher stammt diese Ansicht, Herr von Strehlenau?“, worauf Lenau ruhig und

sachlich entgegnete: „Von Ihnen, Herr Professor! Sie haben diese Ansicht vorgetragen!" Czermak ließ sich wahrhaftig einschüchtern, und nun brachte Lenau Behauptungen und Weisheiten, die nirgends sonst als in seinem eigenen Hirn entstanden sein konnten; manche davon waren so widerspruchsvoll, daß selbst Laien — so wird uns berichtet — dieses hätten merken müssen. Aber Czermak hatte sich nun einmal von Lenau einschüchtern lassen und nahm alles hin, so daß der Dichter das Physikum bestand.

Heinz Berger

Die Tragödie eines Sängers.

Max Garrison ist dieser Tage in einem Berliner Vorortkrankenhaus gestorben. Wer kennt heute noch Max Garrison, der in den Jahren 1905 bis 1910 einer der berühmtesten Sänger aller deutschen und österreichischen Opernbühnen gewesen ist?

Sein Vater war Schneidermeister, in Newyork geboren, wo auch Max zur Welt kam. Später machte der alte Garrison, der sich in Deutschland Gerson nannte, in Berlin Unter den Linden ein Geschäft auf und hatte bald großen Zulauf. Die Firma lieferte die Anzüge für die ganze moderne und modische Herrenwelt der Reichshauptstadt. Max arbeitete als Zuschneider im väterlichen Geschäft und war außerdem Mitglied eines Gesangvereins. Dort wurde er entdeckt von einem Italiener, der den Vater überredete, den Sohn studieren zu lassen.

Bereits nach zwei Jahren hatte Max Garrison sein erstes Engagement in der Tasche, sang in Elberfeld, fiel auf, wurde nach Königsberg verpflichtet und ging von da direkt an die Kaiserliche Hofoper nach St. Petersburg. Damit war sein Ruhm begründet. Die Wiener Hofoper, wo damals Gustav Mahler dirigierte, sicherte sich den Bariton für eine märchenhafte Gage, aber er vertrug sich nicht mit Mahler und ging schon nach einer Saison.

Leider war Garrison ein sehr selbstherrischer Mensch, der sich keinem anderen unterordnen wollte und der daher bald die Ambitionen hatte, selbst Theaterdirektor zu werden. Er fand auch, da er fast immer im Leben Glück hatte, einen Geldmann, den Leutnant Schramm, einen ungeheuer reichen Lebejüngling, der sich einen Spaß daraus machte, den Mäcen zu spielen. Garrison kaufte das Belle-Alliance-Theater in Berlin und machte ein „Lortzing-Theater" daraus, verpflichtete erstklassige Sänger und veranstaltete großartige und vielbesuchte Vorstellungen.

Was ihm vorher ein paar Freunde gesagt hatten, wurde Wahrheit. Mit Schramm konnte sich auf die Dauer keiner vertragen. Wie sich übrigens auch mit Garrison fast niemand längere Zeit gut stand. Eines Tages wurde der Herr Direktor verhaftet. Schramm hatte Anzeige wegen Verleitung zum Meineid erstattet und zwei Zeuginnen beigebracht, die beschworen, was Schramm aussagte. Die Angelegenheit ist nie ganz geklärt worden, und es gibt heute noch viele, die seine Verurteilung zu einem Jahr Zuchthaus für einen Justizmord halten.

Tatsache ist, daß die beiden Frauen, die ihn ins Zuchthaus gebracht haben, ihm in seine Zelle Briefe schickten, in denen sie behaupteten, von Schramm angestiftet zu sein, und in denen sie ihn um Verzeihung baten, weil er unschuldig sei. Das Wiederaufnahmeverfahren fiel aber unter den Tisch, weil die beiden Frauen, erneut vernommen, bei ihrer im Schwurgerichtssaal beschworenen Aussage blieben, ihren Widerruf also widerriefen. So konnte auch ein Immediatgesuch, das von vielen verdienstvollen Männern, ja sogar vom Kronprinzen unterschrieben war, nichts mehr helfen.

Garrison saß sein Jahr im Zuchthaus zu Rawitsch ab, während seine beiden Eltern vor Gram starben. Als er entlassen wurde, bekam er sofort einen neuen Vertrag an die Berliner Krolloper und trat gleich wieder als „Fliegender Holländer" auf. Mit einem riesenhaften Erfolg. Seine Stimme hatte nicht nur nicht gelitten, sie war sogar noch schöner, glanzvoller, geschmeidiger geworden. Aber er war ein gebrochener Mann, das eine Jahr hinter Gittern hatte seine Zuversicht, sein Selbstvertrauen vernichtet, er konnte sich nicht mehr hocharbeiten, versank immer mehr. Trat noch hier und da auf, im übrigen erfand er Patente und ließ sich wertlose Erfindungen patentieren. Noch heute kann man im Berliner Telephonbuch lesen:

„Garrison, Max, Direktor der Apparatebau G. m. b. H., K. u. K. Hofopernsänger . . ."

Aber diese Gesellschaft hat niemals einen wertvollen, nutzbaren Apparat hergestellt. Zuletzt trat Garrison in Kinos auf, wo seine inzwischen spröde gewordene Stimme niemand mehr an den ehemaligen strahlenden Sänger erinnern konnte. Am meisten hat ihm zugesetzt, daß jener Leutnant Schramm, der ihn ins Zuchthaus gebracht hatte, sich erhängte, während er die Strafe abbüßte, und daß jener kein Schriftstück hinterließ, aus dem seine, Garrisons, Unschuld hervorging. Denn wie im Gerichtssaal, so war auch im Leben sein letztes Wort: „Ich bin unschuldig!" Und niemals wird das Rätsel dieser Tragödie eines Sängers aufgeklärt werden.

U. E.

Scheinbare Gegensätze.

Es gibt Leute, die sind
engherzig, aber weitsichtig;
kurzsichtig, aber langweilig;
stumpfnäsig, aber scharfsinnig;
großzügig, aber kleinlaut;
grobknochig, aber zartfühlend;
schwarzäugig, aber hellsehend;
schwerfällig, aber leichtsinnig;
dickköpfig, aber feinfühlig;
blutarm, aber geistreich;
vorwitzig, aber hinterlistig;
überschwenglich, aber unterwürfig;
harthörig, aber weichherzig;
haltlos, aber trinkfest;
hochgewachsen, aber niederträchtig;
warmherzig, aber kaltblütig;
schmalbrüstig, aber breitspurig;
rundlich, aber spitzfindig;
fuchsrot, aber sandumm;
katzenfreundlich, aber hundsmiserabel;
spitznüchtern, aber schlaftrunken.

Josef Limbach.



Bunte Chronik



* **Drei weibliche Generale in Rußland.** Im Rahmen der großen Verteidigungswoche, die in ganz Sowjetrußland durchgeführt wurde, wurden drei Frauen, altbewährte Kempen der Revolution, in allerhöchste Kommandostufen berufen. Man war gewohnt, Nachrichten über die Bewaffnung und Heranziehung von Frauen und Kindern zum Militärdienst in Rußland immer nicht ganz ernst zu nehmen. Aber die Ernennung dreier weiblicher Generale beweist, daß der Sowjetstaat ganz ernsthaft mit der militärischen Mithilfe der Frau rechnet. Alle drei sind alte Veteranen des Bürgerkrieges, erprobt in den Kämpfen der Jahre 1918 bis 1921. Sie haben alle eine reguläre militärische Bildung genossen und waren schon vorher vor ihrer Ernennung zu Generalen an verantwortungsvollen Stellen tätig. Die Namen dieser modernen Amazonen sind: Alexandra Bogat Botchkova, Olga Minskaya, Maria Sochnovskaya. Die erste diente bei der Kavallerie, die zweite war beim Generalstab tätig und die letzte gehört zu den abenteuerlichsten Gestalten der russischen Revolution. Sie war Bandenführerin, Scharfschützin und wurde für ihre „Heldentaten" mit den höchsten Auszeichnungen, die die Sowjets zu vergeben haben, geehrt. Ob wohl jemand den Mut hat, eine Generalin zu ehelichen?

*

* **Der Bandit im Schlafzimmer der Tänzerin.** Die bekannte Pariser Tänzerin Mademoiselle Floriane hatte ein aufregendes nächtliches Erlebnis. Sie hatte sich dabei so tapfer benommen, daß ihr Bild heute in allen Pariser Zeitungen prangt. Auch hat die polizeiliche Untersuchung ergeben, daß es sich diesmal ausnahmsweise um ein wahres Erlebnis, nicht um einen Reklametrick handelt. Die Tänzerin, die in einer ruhigen Straße im ersten Stock wohnt und bei offenem Fenster friedlich schlief, schreckte plötzlich aus dem Schlafe auf; sie hatte das Gefühl, daß sich jemand in ihrem Zimmer befinde. Als sie auch einen unheimlichen Schatten sich bewegen sah, rief sie: „Wer da!", und die Antwort war ein auf sie gerichteter Revolver. Der Räuber erklärte, sie beim geringsten Versuche, Lärm zu schlagen, erschießen zu wollen und ging dann gemächlich daran, das Zimmer auszuräumen. Die Tänzerin hatte jedoch bald ihre Kaltblütigkeit wiedererlangt und sah lächelnd zu, wie der Bandit vergebens nach Wertsachen suchte. Auch bot sie ihm höflich eine Zigarette an und bat ihn um seinen Namen. Aber der Räuber, der scheinbar wenig Sinn für Ritterlichkeit und Höflichkeit besaß, verließ fluchend auf demselben Wege, wie er gekommen war, nämlich durch das Fenster, das Boudoir der Tänzerin.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.